

Ich weiß, wann du sterben wirst

Das unglaubliche Nahtoderlebnis des Brett Denton

Oliver Marco

Elternkinder

»Sterben ist wie Einschlafen. Der unbemerkte Moment vom Dämmern hinüber in den Traum.« Er schnaufte durch. »Wenn ich abends ins Bett gehe und einschlafe, habe ich Angst, dass ich am nächsten Morgen nicht mehr aufwache. Dass die Sonne vergisst, mich zu wecken. Sie vergisst mir ein Blinzeln zu schenken. Ich schlafe einfach weiter. Für immer. Ich bin einfach ... weg! Wie vor meiner Geburt.«

Brett Denton packte die Kelle und schob sie unter einen Hamburger. Der brutzelte und zischte. Gekonnt hob er ihn hoch und wendete ihn. Drei weitere folgten. Er blickte auf die verschmierte Uhr an der Wand, auf den Sekundenzeiger.

»Darüber habe ich mir noch nie Gedanken gemacht. Ich denke, ich werde sehenden Auges in den Tod gehen. Von mir aus in hundert Jahren.«

Fatboy rückte seine weiße Papiermütze zurecht und kümmerte sich um die Pommes Frites. Er hatte drei Spitznamen: Fatboy aufgrund seiner Masse, Dick, weil er Richard hieß und Fatboy Dick, weil es ein unglaubliches Wortspiel war, welches die Erwachsenen nicht gerne hörten. Er war ein Riesenbaby, vor allem, wenn er wie jetzt seine Latzhose mit dem roten Shirt und dem gelben McDonald's-M trug. Seine Haare waren rotblond und lockig, seine Nase mit Sommersprossen übersät. Ein jeder würde gerne seine orangenen Pausbacken kneifen und daran rütteln. Letztes Jahr hatte er endlich einige Kilos abgenommen und die Stelle im Burgerladen angenommen. Er auf den Ekel des Bratens und Frittierens zwischen Kakerlaken und anderem Ungeziefer gehofft, um seinen Hunger und die Fresslust zu stillen. Es schien zu gelingen, obwohl es sauberer war, als er gedacht hatte.

Brett hingegen war schmal und so groß wie noch die meisten Menschen in diesem Landstrich. Die Fettleibigkeit hatte hier noch nicht die komplette Herrschaft übernommen. Seine Finger waren lang. Er trug einen leichten Seitenscheitel, seine Haare waren dunkelbraun und glänzend, so, als hätte er sie mit Schuhcreme eingewichst, was aber nicht der Fall war. Sein Gesicht war glatt, die Wangenknochen ausgeprägt und das Kinn unauffällig. Die zerzausten Koteletten waren lang und weit nach unten gezogen. Sie standen ihm nicht. Wie alle Angestellten trug er das rote Shirt, dazu aber eine schwarze Hose, die ihm zu kurz war und über die Knöchel hing. Dadurch waren seine weißen Socken zu sehen. Seine Schnürschuhe waren einfach und aus braunem Kunstleder.

Die beiden Freunde und Arbeitskollegen hatten endlich die High School beendet.

Es war fast zwölf Uhr mittags an einem üblichen wolkenlosen Julitag im Jahr 1980 im Westen Georgias, USA. Immer mehr Autos hielten vor dem Fast-Food-Restaurant. Kleinwagen, Bullys, Pickups, ein Bus mit alten Leuten aus Louisiana.

»Sie kommen von Alabama her. Vor ein paar Meilen war es noch elf Uhr. Kaum fahren sie über die Zeitzone rein zu uns, stellen sie die Uhr eine Stunde vor und sehen, es ist Mittagszeit. Und sofort halten sie beim nächsten Burgerbrater an. Wieso tun sie das?«

»Um zwölf Uhr wird gegessen. McDonald's wird sich was dabei gedacht haben, hier einen Laden zu eröffnen und uns ein Einkommen zu sichern.«

»Hey, ihr beiden! Quatscht nicht so viel. Einmal Fritten, vier Hamburger, zwei Cheeseburger, aber flott.«

»Und dann schmeißen wir wieder die Hälfte weg.«

»Denton, halt deine Fresse und brate!«

Ranburne Muscadine leitete das Restaurant der Burgerkette seit seiner Eröffnung vor fünf Jahren. Er litt schnell unter Stoßzeitenstress. Er war der ungekrönte König der negativen Kritik. Vor einem Jahr, kurz vor seinem fünfzigsten Geburtstag, hatte er einen Herzinfarkt erlitten. Er schien sich daran nicht zu erinnern. Der Laden zählte. Niemand wusste, ob er eine Frau oder, seinem Auftreten nach, einen Mann als Partner zuhause hatte. Ranburne war weiß, groß und schlank und mit einem buschigen Schnurrbart gesegnet. Zumindest dachte er das, denn er trug ihn mit Stolz. In unbeobachteten Momenten zog er das rechte Bein nach und ließ die Schultern weit

nach unten hängen. Vielleicht hatte er in Vietnam gedient. Vielleicht hatte ihm jemand das Bein gebrochen, weil ihm Ranburnes Nase nicht gepasst hatte, damals in der Schule. Vielleicht hatte er auch nur niemanden, der sich um ihn kümmerte.

Das Lokal war in einem guten Zustand, einladend war es dennoch nicht. Die Funktion war wichtig. Es war sauber, die Tische gewischt und die Toiletten miefen nicht so, wie man es bei McDonald's erwartete. Jeder Burger landete ordentlich in einer der ordentlich aufgestapelten milchgelben Styroporverpackungen, jede Coke oder Fanta in einem Pappbecher mit Plastikstrohalm und Plastikdeckel. Draußen waren die Mülleimer ordentlich geleert und der Parkplatz gekehrt. Alles lag friedlich unter dem gigantischen gelben »M« und dem Claim »Billions and Billions served.« 1978 waren schon 30 Milliarden Hamburger weltweit über die Theken gegangen.

In dieser Filiale am westlichen Rand von Georgia und links der Interstate Richtung Atlanta arbeiteten momentan sieben Angestellte. Ranburne wachte über sie. Einmal in der Stunde, wenn es der Andrang erlaubte, gingen drei von ihnen nach draußen. Raucherpause. Brett rauchte nicht und doch stellte er sich zu ihnen. Er wollte dazu gehören. Es war schwül und heiß. Es herrschte Brandgefahr in den Wäldern, die den Süden der Vereinigten Staaten grüner machten, als so mancher Besucher vorher vermutet hatte. Dennoch war der Herbst nicht allzu bunt. Wälder wechselten sich mit Feldern und Wiesen ab, manchmal unterbrochen durch Seen und Flüsse. Es war kein schlechter Landstrich, den der Durchquerende hier vorfand.

»Nimm eine!«

»Nein, ich rauche nicht, das weißt du.«

»Du rauchst nicht, weil du keine Kohle hast. Also nimm!«

»Nein ... nein«, wehrte Brett ab.

Im Hintergrund dudelte Billy Joels »It's Still Rock and Roll To Me«. Er war in jenem Juli des letzten Siebziger-Jahrzehnts die Nummer 1 der US-Billboards.

Der Kerl namens Hoover hatte recht. Brett rauchte nicht, weil er es sich nicht leisten konnte. Schnorren wollte er nicht, weil er Angst hatte, abhängig zu werden. Sucht und Geld. Er dachte unwillkürlich an seine Mutter. Und an seine Zukunft. Die High School hatte er letzte Jahr fertig gebracht, und das mit respektablen Ergebnis. Doch College oder Uni ... undenkbar. Er wollte, er musste etwas Anderes tun. Hoover ging wieder nach innen. Fatboy gesellte sich zu ihm.

»It's Still Rock and Roll To Me ...«

Das war es. Rock mit weniger Roll! Nicht der von Billy Joel, aber doch Rock.

Der Staub der I-20 wirbelte durch die Luft. Es roch nach verbleiten Benzin. Pickups und Trucks, Limousinen und Trailers dröhnten nicht weit vom Parkplatz auf der vierspurigen Schnellstraße vorbei. Die Interstate 20 startete irgendwo in Texas, sie durchzog die US-Bundesstaaten Louisiana, Mississippi und Alabama, ehe sie bei Tallapoosa die Zeitzone und die Grenze zu Georgia überschritt, an Atlanta vorbei jagte und dann irgendwo in South Carolina nach mehr als 1.500 Meilen endete.

Brett konnte sich diese Weite nicht vorstellen. Wie mochte es sein, diese 1.500 Meilen zu fahren, auf einmal, am Stück, durch all die Staaten, durch all die Vegetationszonen? Texas, Louisiana, Mississippi, South Carolina. Wie mochte es dort aussehen, wie mochten die Menschen dort sein, die Natur, die Häuser, das Leben? Zumindest in Alabama war er schon gewesen, kein Wunder, die paar Meilen! Er liebte es schon als Kind, zwischen den Zeitzonen hin und her zu hüpfen, am besten noch zwischen den Tagen. Neuer Tag in Georgia, alter Tag in Alabama. Bis Birmingham war er schon gefahren, vorbei am Talladega National Forest, vorbei am Talladega Superspeedway, der weltberühmten Rennstrecke. Sie war 1969 eröffnet worden, da war er sieben Jahre alt gewesen. Er hatte noch nie die Rennstrecke, geschweige denn ein Rennen gesehen. Es war niemand da, der ihn mitgenommen hätte.

Seine Eltern waren sich in einem Tanzcafé nähergekommen. Sein Vater hatte schnell das Weite gesucht. Angeblich war er seit zehn Jahren tot. Mit ihm waren die Träume gegangen. Der Traum

seiner Mutter nach Wohlstand und Sicherheit, als Lohn für harte Arbeit und schwere Erziehung dieses Balgs, den sie nun an der Backe hatte. Nicht nur ihr Traum war verschwunden, auch ein schönes Leben. Alleinerziehend hatte niemand eine Chance in den Staaten. Brett könnte sie haben. Von Geburt an hatte er schon zwei Vorteile.

Brett war ein Mann und er war weiß, wie sie alle weiß waren in der Stadt, in der er wohnte, in Villa Regia, einer Kleinstadt mit spanischem Namen. Er hatte die rosige Hautfarbe seines Vaters und die braunen Augen und den Mund seiner Mutter. Er hasste alles davon. Deswegen ließ er sich gehen, seine langen Haare, die Koteletten, seine spröde Haut, seine glanzlosen Augen. Letzteres änderte sich, wenn Musik ins Spiel kam. Oder seine Freundin. In der Reihenfolge.

Ein Truck von Fresh Farms donnerte vorbei. Vielleicht lag es an den Cameros, dass der Name seiner Heimatstadt spanisch war. Fresh Farms war der größte Arbeitgeber in der Gegend. Sein Besitzer Charlie Camero war ein reicher Mann und sein Sohn Claudio ein Arschloch, zumindest aus Bretts Sicht der Dinge. Der Truck brachte Rinder und Hühner zum Schlachthaus weiter im Westen, damit sie dann die toten Viecher hier bei McDonald's verkaufen konnten. Die Tiere waren vollgepumpt mit Hormonen, sie waren so fett, dass sie nicht mehr laufen konnten.

Brett sah sich hinter der Theke mehr als Drogendealer. Sie brachten die Ware unter Einsatz ihres abgeschlachten Lebens zum Schlingjunker, der nicht mehr vom Fast Food lassen konnte. Er zahlte viel. Er zahlte gut. Er war gierig. Er und sie alle würden irgendwann verfettet und mit Diabetes im Krankenhaus landen und die Kosten für alle noch weiter in die Höhe treiben. Aber hey, wir hatten doch Spaß, oder? Bereue, wenn es zu spät ist!

Brett winkte dem Truck zu. Sollte der doch den Abhang runter stürzen und die armen Hühner freilegen. Auf die Idee, Vegetarier zu werden, war Brett aber nie gekommen.

»Wir sehen uns bald, Chicks! Hier auf diesem Grill!«

Brett war derjenige am Ende der Verarbeitungskette. Er hasste den Job, er brauchte den Job. Schlimm waren die Tage, an denen er sich Essen mit nach Hause nehmen musste. Es war billig, es war schnell zu haben, es stellte seinen Magen und seine Mutter ruhig.

»Wie läuft es mit Tammy?«

Fatboy trat die Zigarette aus. Dann schob er sie mit dem Fuß Richtung Abfalleimer. Er würde sie später wegkehren.

»Gut, gut. Wir sind noch in der Kennenlernphase.«

»Willst du Sex mit ihr? Will sie Sex?«

»Sex vor der Ehe?«

»Brett ... nun hör auf! Wen interessiert das noch? Und gläubig bist du auch nicht.«

»Tammy schon. Und die Leute tuscheln. Alles wurde noch bestärkt, als ihre Mutter wieder gesund wurde. Ich weiß nicht, ob Tammy die Frau meines Lebens ist. Ob ich mit zwanzig Jahren oder so Kinder will, ein Haus, ein Auto, Studium, dann einen Job. Und meine Mutter als Großmutter ... Gott bewahre. Ich will Musik machen, Mann! Musik! Eine Band! Unsere Band! Reich! Berühmt!«

»Wie lange dauert schon eure Kennenlernphase? Ihr haltet doch schon ewig Händchen.«

»Lass mich.«

»Ich halte es da eher wie Bob Marley: »No Woman, No Cry«. Recht hat er!«

»Du weißt, dass er das Lied geschrieben hat, weil eine Frau traurig und ihr Leid weit zu hören war?«

»Das ist nur das Drumherum. Im Kern geht es um den Songtitel. Bob Marley ist cool. Du magst ihn, ich mag ihn, noch dazu die Rastafari-Sachen ... wir sollten ihm mehr in unsere Band einbauen.«

»Reggae passt nicht hierher. Die Leute lynchen uns.«

»Villa Reggae! Passt doch fast!«

Beide lachten.

Zwischen Villa Regia, ebenso links der Interstate Richtung Atlanta und dem McDonald's lagen fünf Meilen. Brett wohnte mit seiner Mutter im Westen der Stadt. Ihr überschaubares Arbeiterwohnviertel lag zwischen der I-20 im Süden und dem Highway 78 im Norden. Die High School war ebenso nicht weit entfernt wie das Recreation Center and Park.

Früher lebten hier allerlei Ethnien aus verschiedenen Ländern. Deutsche, Mexikaner, Ungarn und Franzosen. Und doch war es das Land der Farbigen, deren Gospel in diesem Landstrich weitgehend verstummt war. Was blieb, waren Glaube, Konservatismus, milde Winter und die gefühlte gesteigerte Gewalt der Natur und Rassisten im Sommer.

Und doch herrschte Wandel in der Landschaft und in den Städten. Marode Häuser und Kirchen waren abgerissen, Geschäfte und Obstbäume, allen voran Pfirsichbäume, errichtet, Wassertürme neu gestrichen worden. In den gepflegten Gärten wuchsen Tulpen und Rosen, Sträucher und Hyazinthen.

Der kurzen Freude in den Siebzigern fraß sich bald die nächste Krise durch die Vorgärten und Häuser der Stadt. Die Ölkrise war 1979 furios zurückgekehrt und hatte die nach der ersten Krise 1973 wieder auflebende Wirtschaft eiskalt abgewürgt. Zwischen den Öl-Ländern Iran und Irak schwelte es.

Es war eine zerstörerische Welle, die über das gesamte amerikanische Land schwappte. Die ersten Läden machten dicht, Fabriken schlossen, Autos wurden seltener repariert. Viele fuhren ohne Motorhaube, Windschutzscheibe oder Licht durch die Gegend. Unzählige Wagen blieben am Wegesrand liegen. Sie wurden nie abgeholt. Schon ein neuer Reifen riss so manchen Besitzer in den Ruin. Die Autos verrosteten. Ihr altes Öl und Benzin versickerte im Boden. Altes und Zurückgebliebenes wurde irgendwann von Kuzdu, einem störrischen efeuähnliche Kriechgewächs, überwuchert. Die Löhne sanken oder stagnierten zumindest, trotz einer Hoffnung gebenden, gut gehenden Firma wie Cameros Fresh Farms. In den frühen Siebzigern waren viele aus der Enge des Frostbelts in den Sunbelt gekommen. Auch Afroamerikaner strömten in das Land ihrer Vorfahren zurück, auf der Suche nach Arbeit und ländlichen Verhältnissen.

Der Niedergang der Manieren und Moral in den Handelszentren der Vereinigten Staaten hatte begonnen und kroch nun durch das Land, das eben noch seine Stabilität gefunden hatte. Vietnam war fünf Jahre her, die vier Jahre von Jimmy Carter würden auch bald vorbei sein. Über Tag konnte mit Geld ein neues Wohnviertel entstehen, über Nacht konnte dieses mit noch mehr Geld wieder abgerissen werden. Es war ein stetiger Wandel, der vielen nicht gefiel und der Unsicherheit verursachte. Doch es gab auch Monumente oder Säulen, die sich nie ändern würden: Glauben und Überzeugung, Konföderation und Abstammung. Und Schulden. Warum auf das gute Leben verzichten, wenn es doch die Bank ermöglichte? Der Dollar konnte drei- oder viermal ausgegeben werden. Für das Haus, für den Wagen auf der Einfahrt, für das Studium, für die Arztrechnung. Die Krankenversicherung war noch immer verpönt. Wieso für etwas zahlen, wenn man doch gesund war? Für das Auto galt das aber nicht.

»Hey, ihr Pfeifen! Weiterarbeiten! Und zuvor Hände waschen!«

Feierabend. Fatboy, Roger und Brett standen in der Garage von Bretts Elternhaus. Sie war zugestellt mit einer alten Waschmaschine, Schränken, Regalen mit Kisten voller Unrat und Werkzeugen, Musikinstrumenten und Verstärkern der drei Jungs und den Fahrrädern, mit denen Brett und Fatboy zu McDonald's fuhren. Ein Auto besaßen die Dentons nicht.

Fatboy legte »The Wall« von Pink Floyd auf. »In the Flesh?« ertönte.

»Fleisch? Im Ernst? Im Ernst, Fatboy, die Floyds sind von den Instrumenten und Arrangements her eine Nummer zu groß für uns. Lass uns bei Led Zeppelin oder den Beatles bleiben. Dies sind schon schwer genug zu covern«, schmollte Brett ins Mikrofon, um laut genug zu sein.

»Ist das nicht toll? Der Anfang der Platte ist das Ende des letzten Songs, sogar der Satz ...«

»... wird vollendet. Wir wissen es, Fatboy. Bei »The Dark Side Of The Moon« ist es das gleiche. Der Herzschlag. Bis zum bitteren Ende.«

Roger war ein schwächlicher Afroamerikaner mit kurzer Lockenfrisur. Das war ungewohnt in einer Stadt, die nur die Latinofamilie Camero kannte und respektierte und sonst von Weißen bevölkert wurde. Wenn es weitere Hispanier gab, dann vor den Toren der Stadt und in Jobs, die Weiße verweigerten. Rogers Familie war immer geblieben, trotz des Rassismus. Nicht-Weiße lebten meistens in Großstädten wie Atlanta oder Birmingham entlang der I-20. Rogers Vater war Pastor in Villa Regia, der erste farbige Reverend in der Stadt überhaupt. Er predigte das Wort Gottes in der Baptistenkirche und wurde geduldet. Als eingetragener Republikaner verteilte er die Mischehe, Homosexuelle und Sex vor der Ehe. Er war ein Weißer, gesteckt in die Haut eines Schwarzen. Über Martin Luther King junior hatte er nie ein Wort verloren oder ihn zitiert, weder auf der Kanzel noch innerhalb seiner Familie. Er hatte es immer gelassen, obwohl King aus Atlanta gestammt und in Alabama gewirkt hatte. Er musste oft auf der I-20 an Villa Regia vorbeigefahren sein.

»Das können wir niemals nachspielen. Wir tun uns mit allen Topbands schwer, sie nachzuspielen. Comfortably Numb ... unmöglich. Kashmir ... «

»Es ist nun schon fast ein Jahr her, dass Led Zeppelin im August '79 »In Through The Out Door« herausgebracht haben.«

»Ihr Kampf gegen den Punk.«

»Pfeif auf den Punk, Roger!«, jubilierte Brett.

»Brett, man hört deinen Slang, wenn du dich aufregst oder freust.«

Sie versuchten seit einiger Zeit den breiten und kauenden Südstaatenakzent abzulegen, der sie dummlich und rückständig erschienen ließ, zumindest dachten sie das. Eine Rockband, die Erfolg haben wollte, musste ordentlich sprechen können.

»Der King ist tot, der Duke ist tot, der Iran verarscht uns mit amerikanischen Geiseln und an der Spitze Amerikas steht ein Apostel ohne Humor, der noch mehr predigt als mein Vater!«

»... und der bald abgewählt wird. Aber hey, good old Jimmy ist aus Georgia! Das alles würde einen guten Liedtext ergeben«, kicherte Fatboy. »Hey Brett, du wolltest doch einen Song schreiben. Was ist damit?«

Der lächelte verschmitzt und zog ein Papier hervor.

»In der Tat habe ich einen Song geschrieben und ... nun ... er ist für einen ersten Versuch vielleicht nicht schlecht.«

»Georgiala hat seinen ersten eigenen Song!«, schrie Fatboy.

Fatboy stammte aus Pell City bei Birmingham und war damit das »Ala« aus Georgiala, dem Bandnamen der drei, zusammengesetzt aus »Georgia« und »Alabama«. Sein Vater war vor Jahren hierher gezogen. Den Grund wusste Fatboy nicht.

»Er heißt Parents.«

»Parents? Eltern? Verdammt, warum? Wir haben alle Probleme mit unseren Alten und du schreibst einen Song darüber?«

»Aber ist es nicht das, was uns am meisten beeinflusst? Eltern? Vater? Mutter? Wie wir sind? Wie wir aussehen? Was wir tun?«

»Wie wir aussehen? Fatboy ... ein Zwerg in einem Muskelshirt und einer Baseballcap auf der Topffrisur. Fast Food formte diesen Körper und hinderte ihn daran, größer zu werden. Aber es macht die Oberarme stark genug, um die Felle zu malträtieren. Roger ... Kräusellocken, wie sie nur ein Nigger haben kann, zarte Finger, die fast zu schade für eine E-Gitarre sind, zu kurze Hosen, was dich noch schmaler und länger erscheinen lässt. Und ich ... der unwiderstehliche Frontman, der perfekte Sänger, der den Bass hält wie ...«

»... die Möpfe einer Frau.«

»... John Paul Jones seine Fender J-Bass.«

»Das denkst auch nur du! Der Song ... wovon handelt er?«

»Dass Kinder irgendwann die besseren Eltern sind.«

»Bevor wir unseren eigenen Song angreifen, sollten wir erst einmal unser Coversongs fürs Festival üben, Jungs. Sorry!«

»Recht hast du. Üben wir.«

»Ich hasse die Jagd, Papá!«

Claudio Camero stand wie ein trotziges Kind vor seinem Vater und der Südstaatenvilla, während Rolf, ihr Collie, hinten auf die Ladefläche des Ford F-150 sprang und freudig hechelte.

»Nenn mich nicht Papá. Nenn mich Dad, wie es jeder gute junge Amerikaner zu seinem Vater tut. Wir leben in den USA, falls dir das noch nicht aufgefallen ist. Es wird kein Spanisch gesprochen, auch jetzt nicht. Wir sind Amerikaner und verhalten uns auch so. Hier gehört Schießen und Jagen dazu. Der ...«

»... zweite Zusatz der Verfassung erlaubt es.«

»Sehr gut! Ich habe dir nicht umsonst eine Waffe zum 18. Geburtstag geschenkt. Hier, nimm das Gewehr und dann ab in den Pickup. Es wird Zeit.«

Murrend nahm Claudio das Gewehr. Er wusste nicht, was es für eins war. Er interessierte sich für die Gitarre als Waffe.

Sie fuhren über einen Feldweg, umgeben von windgehauchten Weizen- und Baumwollfeldern. Schließlich erreichten sie einen Teich, an dem sie Enten schießen konnten. Manchmal angelten sie hier auch. Ebenso etwas, was der gemeine Amerikaner so tat, was aber so nicht in der Verfassung stand. Zumindest dachte Claudio das. Sein Vater preschte vor, legte sich hin und legte sofort an, während Claudio noch am Wagen stand. Zeit war rar, sein Vater stand immer unter Adrenalin. Ruhige Abende und Urlaub kannte er nicht. Wenn er in ein Flugzeug stieg oder runter nach Florida fuhr, war es geschäftlich.

Sein Vater visierte einen Schwarm Enten an. Er scherte sich nicht um Wind und Wetter. Es ging um den schnellen Erfolg.

Claudio stand noch immer hinter ihm. Er nahm seine Waffe hoch. Er visierte seinen Vater an. Er entsicherte das Gewehr und legte den Finger auf den Abzug. Er schnaufte tief durch. Claudios Hände zitterten. Der Kopf seines Vaters lag genau in der Mitte ...

Wie wäre es ... wenn ... jetzt ... jetzt!

Ein Schuss ertönte. Die Horde Enten flatterte quackend hoch.

Claudio senkte das Gewehr.

Er hatte nicht geschossen. Wenn sein Vater tot war, müsste er sich um die Firma kümmern. Diese Lösung wäre falsch. Nicht sein Vater musste weg, er musste weg.

»Ich habe eine erwischt, Sohn!«

Rolf rannte los.

Nach der Probe kehrte Brett ins Haus zurück. Seine Mutter saß wie immer vor der Glotze. »Dallas« lief auf CBS.

»Siehst du, was die anhaben, Junge? Bobby trägt diese Schulterpolster. Breite Schultern sind einfach nur sexy.«

In ihrer schnellen Aussprache lag immer ein leichtes Singen.

»Das ist Mode zum Davonlaufen, Mum!«

»Du solltest mehr aus dir machen, Junge. Nicht dieser Jeans-Kram. Mehr Mode, du bist frisch erwachsen, Junge!«

»Richtig, Mutter! Ich mache das, wenn du weniger Drogen nimmst. Du bist achtunddreißig Jahre und sitzt nur auf der Couch! Du brauchst keine Mode. Dich sieht niemand. Aber wem erzähle ich das? Du weißt aber, dass das nicht in unserem Nachbarort Dallas spielt, sondern in dem großen Dallas in Texas?«

Brett deutete nach Westen.

»Du bist ein Idiot, Brett. Natürlich weiß ich das. Hier gibt es doch sowas nicht. Vielleicht in Atlanta. Die Reichen und Schönen sollte man sich als Vorbild nehmen!«

Sie griff nach dem halbvollen Glas.

»Die Reichen und Schönen hier sind aus einer Fernsehserie! Und Sue Ellen säuft fast so viel wie du! Angeblich auch im richtigen Leben.«

»Ob ich mir so Schulterpolster unter die Bluse stecken sollte? Es macht mich oben breiter und unten dadurch ...«

Brett marschierte in die Küche, um sich ein Erdnussbuttersandwich zu streichen.

»Wen interessiert das, Mum?«

»Vielleicht einen Mann!«

Bretts Mutter arbeitete nicht und doch war Geld da. Angeblich war es geerbt von Bretts Vater und würde noch ein paar Jahre reichen. Brett mutmaßte, dass sie nicht darüber redete, weil es aus illegalen Quellen stammte. Wie lange würde es noch reichen? Was war der wahre Grund?

Er ging in sein Zimmer, der einzige aufgeräumte Ort im Haus. Er fühlte sich selbstständig. Er kochte sich sein Essen selbst, räumte seine Bude auf und wusch seine Wäsche. Seine Mutter saß nur den ganzen Tag vor der Glotze, qualmte und kiffte. Das Haus verließ sie nur, um bei Bojangles zu essen und sich Gras und Alk zu besorgen. Der Garten war verwahrlost, das Gemüsebeet ausgetrocknet. Er wusste nicht, was seine Mutter früher gearbeitet hatte. Sie besaß viele Kleider, die im Kleiderschrank vergammelten. Vielleicht war sie in der Baumwoll- und Textilindustrie tätig gewesen, bevor sie unterging.

Manchmal sah sie die News auf ihrem kleinen Schwarzweißfernseher. Der empfing nur eine Handvoll Sender. Sie wollte die beiden Antennen, die wie Teufelshörner aus dem Gerät ragten, nie nachrichten.

»Geiseln im Iran ... Carter hilflos ... Schauspieler und Ex-Gouverneur Ronald Reagan nächster US-Präsident? ... Stahlindustrie am Boden ... OPEC erhöht die Preise ... Frauen sind die Stütze der Gesellschaft ... Köchin, Liebhaberin, Haushälterin, Babysitterin, Fahrerin, Mutter ... Ist Elvis wirklich tot ... Rattenplage und Kriminalität in New York ...«

Bretts Mutter schaltete immer weg. Es interessierte sie nicht. Das da draußen war die eine Welt, die hier drinnen die andere. Sie hatte mit ihrer schon zu kämpfen. Sie steckte sich noch eine Zigarette an.

Brett hatte ihre Langeweile nie verstanden. Sie schien finanziell abgesichert und doch stellte sie mit ihrem Leben nichts an. Sie sah nicht schlecht aus, fand er. Wenn sie den Putz etwas renovieren würde, wäre sie eine attraktive Frau in den Dreißigern. Und doch war es ihm und ihr gleich. Sie dachte nur an sich. Warum sollte er nicht ebenso ein Egoist sein? Er wollte, er musste Rockstar werden. Er würde die Gegend verlassen.

Er legte in seinem Zimmer eine Platte von Led Zeppelin auf. Es war das vierte Album der Band. Das Ohr nah am Lautsprecher studierte er ihr Spiel. Dann legte er »Survival« von Bob Marley & The Wailers auf. Roger mochte dieses Album, rief es doch zur Einheit Afrikas auf. Dort es wurde in vielen Ländern zensiert und teilweise zerstört. Brett legte sich aufs Bett und verschränkte die Arme hinter seinen Kopf. Während »So Much Trouble In The World« besungen wurde, betrachtete er seine unzähligen Poster, die an der Wand hingen. Led Zeppelin, The Beatles, Bob Marley mehrmals, Pink Floyd, ELP und Rush einmalig. Dazu gesellten sich Poster auf denen Sprüche wie »Love, Peace & Joy« oder »Heaven Is A Place On Earth« mit zwei sich küssenden Frauen abgebildet waren, sowie grelle Drucke von Lichtenstein und Warhol. Von einigen Songs hatte er die Noten und Texte an die Wand gepinnt. Seine Mutter konnte mit Alledem nichts anfangen. Irgendwann schlief Brett erschöpft ein.

Am nächsten Tag, es war Sonntag der 20. Juli 1980, ging er in die Stadt. Brett hatte sich feingemacht und sich in einen Anzug gesteckt, schließlich war der Tag des Herrn. Insgeheim hoffte

er Tammy, seinen Schwarm, zu sehen. Es lief nicht so gut, wie er es Fatboy vorgegaukelt hatte. Das galt auch für sein Bassspiel. Einige Songs saßen noch nicht so, wie Brett es sich erhofft hatte. Er würde heute noch einmal üben müssen. Alleine und konzentriert.

»Brett! Guten Morgen! Wie geht es dir?«

»Oh, hallo Emily!«

Emily trug ein rotes Kleid, einen Hut unter der ihre rotblonden Haare hervor kräuselten. Sommersprossen punkteten über ihr gesamtes Gesicht. Ihre Augen leuchteten. Sie war leicht rundlich und konnte fast als Schwester von Fatboy Dick durchgehen. Ihre Stimme war glockenhell.

»Ich habe dich in der Kirche gar nicht gesehen, Brett.«

»Ich ... stand ganz hinten.«

»Lügen ist eine Sünde.«

»Jeden Sonntag in die Kirche gehen ist eine Anbiederung an Gott. Also auch eine Lüge ... eine Sünde. Was weiß ich.«

»Wir sind seine Gäste, das weißt du. Was machst du?«

»Ich wollte zum Plattenladen. Vielleicht gibt es mal wieder was Neues.«

»Du und deine Musik.«

Sie schlenderten auf dem Gehsteig der ruhigen Hauptstraße entlang.

»Heute Abend ist im Park das Music Fest. Dort werden wir zeigen, was wir können. Verdienen werden wir natürlich nichts, aber vielleicht ... entdeckt uns jemand. Scheiße, ich träume schon wieder.«

»Träume sind gut, weil die Zeiten nicht gut sind. Eine andere Möglichkeit ist der Sport. Aber ich weiß, dass du dir nichts aus Football oder Basketball machst.«

»Richtig! Gehst du aufs College, Emily?«

»Mein Vater sagt, noch bis vor ein paar Jahren konnte man einfach von der High School runter in die Fabrik oder in die Landwirtschaft gehen und gutes Geld verdienen. Die Zeiten sind vorbei, selbst im Süden. Es gibt billigere Arbeitskräfte, die Schwarzen, die Mexikaner, die die niederen Arbeiten erledigen. Außer den Cameros natürlich. Kommst du aber vom College mit einem Abschluss wieder, dann steht dir die Welt offen.«

»Ich will mir die Schulden eines Studenten nicht aufhalsen.«

An der Hauptstraße hatten sich die alteingesessenen Geschäftshäuser und Läden aufgereiht. Sie klebten mehrstöckig Klinker an Klinker, Holz an Holz aneinander. Kurzwaren und Haushalt, Möbel und Handwerk, Restaurants und Apotheken. Vor den aufwändig dekorierten Schaufenstern wehten Coca-Cola- oder Pepsi-Fähnchen, auf Holztafeln waren die aktuellen Sonderangebote in bunten Kreidefarben aufgeführt, in Holzkisten lagen Obst, Gemüse und Tabak. Auf der anderen Seite der Hauptstraße verlief die Bahnlinie mit zwei Gleissträngen. Weiter hinten, wo die Häuserreihe endete, gab es einen K-Mart, der nicht nur teuer, sondern auch baufällig war, und einen Bojangles.

»Mein Vater sagt auch, die Ölkrise hat viel kaputt gemacht, es wird nie mehr billiges Öl, Strom oder Gas geben.«

»Das glaube ich nicht. Wie auch immer. Ich will nicht aufs College. Ich will berühmt werden. Dann interessiert mich teure Energie nicht.«

»Das ist doch kaum möglich, Brett. Schon gar nicht in den Südstaaten. Jeder macht sich nur lustig über uns. Kann man Musik nicht studieren?«

»Nur Kunst. Warum gehst du aufs College? Geh doch auf ein Baumwollfeld, wenn wir uns so gut damit auskennen. Verdiane Geld als Leadhand, wenn alles so teuer wird.«

»Du bist gemein, Brett. Und das macht keinen Sinn. Wieso bist du plötzlich so aggressiv? Geh zu deinen Platten.«

»Hallo Leute, wie geht's?«, platzte es zwischen die beiden.

»Hallo Tammy! Du siehst wunderbar aus!«, riss Brett die Augen auf. Sie begannen zu leuchten.
»Was tust du hier?«

Sie küssten sich kurz Wange an Wange. Tammy war so alt wie Brett. Auch sie kannten sich von der High School. Sie war schlank, hatte lange blonde Haare und war somit der Traum vieler junger Männer. Es war nahezu klar, dass sie irgendwann mit Claudio Camero zusammenkommen und ihn heiraten würde. Sie wären perfekt. Umso verwunderlicher fanden es viele, dass sie mit dem Nichtsnutz Brett Denton zusammen war.

»Komm, gehen wir zum Record Store. Er hat heute offen. Ich hoffe, wir finden was, Honey«, grinste Brett breit.

»Ich brauche nichts, Brett, das weißt du. Du bist der Musiker.«

»Ich verschwinde dann mal, Leute.«

Ohne weiteren Worte verließ Emily das Pärchen.

Tammy nahm ein Buch aus ihrer Handtasche. Zeitvertreib.

»Ich lese etwas und du kannst stöbern, okay?«

»Geh wenigstens mit rein.«

Sie betraten den kleinen, vollgestopften Laden, der nach Plattenhüllen und alten Holzkisten roch. Brett verschwand zwischen den Plattensammlungen und sah jede einzelne Kiste und Regal durch. Einige Cover sprachen ihn an und er ließ die Platte auflegen. Aber die Musik fühlte sich nicht so an, wie er erhofft hatte. Wie hatte solche Bands einen Plattenvertrag bekommen? Mike, der Plattenladeninhaber und Technik-Freak der Stadt, wusste, Brett würde wiederkommen. So standen sie schnell wieder vor dem Laden, früher als Tammy es erwartet hatte.

»Meine Eltern sind nicht zuhause. Wollen wir einen Kaffee trinken?«

»Wo sind sie?«

»Sonntag geht man shoppen in Atlanta oder in dieser neuen Mall an der Interstate.«

»Ich weiß nicht. Ich wollte nochmal mein Solo üben.«

»Wann willst du endlich mal mit mir allein sein, Brett Denton?«

»Immer, Tammy, immer!«

»Dann los! Es ist noch Zeit bis heute Abend.« Sie hing sich an seine Schultern und leckte seinen Backen ab. »Es ist alles vorbereitet. Ich hätte Lust.«

Er riss sich freundlich los.

»Ich ... es ist ... Tammy ... du bist ... aber heute Abend, das ist wichtig und ...«

»Dann geh üben, du Scheißker!«

Sie dampfte ab.

»Tammy! Tammy, so hör doch! Wir können ein anderes Mal ...«

... Kaffee trinken. Ich bin ein Idiot. Und ein Feigling.

Es war ein milder Abend, als das Music Fest vom Bürgermeister der Stadt eröffnet wurde. Viele Einwohner und Gäste waren zum bunt geschmückten Marktplatz gekommen. Sie aßen Bratwürste und Burger, sie tranken Bier und Soda, die Stimmung war ausgelassen. Im offenen Pavillon machte sich die erste Band bereit. Es war »Homerun«, die Gruppe von Claudio. Er war zwei Jahre älter als Brett, ein gelackmeierter Schönling. Eloquent, selbstsicher und breit lächelnd. Seine Haartolle stand besser als die von Elvis. Er war die perfekte Partie! Selbstsicher griff der Latino zum Mikrofonständer.

Seine Band legte sofort richtig los. Glam Rock. The Sweet. »Ballroom Blitz«, »Fox On The Run«.

Die drei Mitstreiter seiner Truppe hatte er sich mit Papis Geld zusammengekauft. Die Band klang gut und professionell, selbst der Mann an den Reglern war nicht Mike vom Plattenladen, der sonst für alle Licht und Sound optimierte, sondern ein professioneller Eventüftler aus Atlanta. Mike selbst saß gelangweilt an einem runden Tisch und kaute auf einem Kaugummi herum. Er vermisste

jetzt schon seinen Plattenladen. Tammy setzte sich in ihrem luftig weißen Sommerkleid dazu. Er fühlte sich besser.

Homerun spielten The Who und die Stones, Deep Purple und Black Sabbath. Nur englische Bands. Sie wurden angehört, aber nicht gefeiert. Claudio, dem Sohn des größten Arbeitgebers der Stadt, missfiel das.

Brett holte seine Freunde zu sich: »Änderung der Setlist. Kein Led Zeppelin, keine Floyd. Wir spielen die Eagles, Kiss und Lynard Skynard. Es sind bestimmt Leute aus Alabama hier. Wir brauchen amerikanische Songs.«

»Ich spiele »Sweet Home Alabama« nicht, das weißt du«, ereiferte sich Roger. »Es ist rassistisch!«

»Neil Young ist der Rassist! Das Lied ist die Antwort auf »Southern Man« und »Alabama«. Die sind rassistisch! In dem Lied heißt es doch unter anderem, das Montgomery die Antwort hat. Die Antwort ist der Marsch von Martin Luther King von Selma nach Montgomery!«, wusste Fatboy.

»Sie geben dem rassistischen Gouverneur recht. Das reicht«, schimpfte Roger.

»Ich lasse die Zeile weg, okay?«

»Wir sind dran, Leute!«

Es war der erste größere Auftritt von Georgiala, noch dazu auf einem Fest der Heimatstadt. Fatboy, Roger und Brett waren sichtlich nervös, als sie die Bühne nach den Umbauarbeiten betraten. Doch dann legten sie mit »Hotel California« los. Sofort hatten sie die Menschen in ihrem Bann. Sie wippten mit und klatschten, sie grölten und feierten.

»Ich wünschte, wir könnten meinen Song spielen«, befand Brett zwischen zwei Songs.

»Brett ... den kennst nur du. Spiele ihn alleine und wir gönnen uns eine Pause. Aber er ist eine Kritik an Eltern. Lass es lieber. Es sind zu viele von denen da.«

»Du hast recht, Buddy. Wie so häufig. »Sweet Home Alabama« lassen wir auch weg, die Stimmung ist gut, wir brauchen es nicht.« Brett richtete sein Mikrofon: »Der nächste Song ist kein amerikanischer, sondern der einer australischen Band. Von einer Band, die im Februar einen herben Verlust erleiden musste und ihren Sänger Bon Scott verloren hat. In einer Woche soll das neue Album von AC/DC erscheinen und ...«

»Komm da runter!«

»Bitte?«

Ein hagerer Mann mit zerrissenem Unterhemd und verdreckter Hose, die zu tief an den grauen, ausgeleierten Hosenträgern hing, stand vor der Pavillonbühne. Zwischen seinen ungewaschenen Fingern der rechten Hand glimmte eine schlecht zusammengerollte Zigarette. In der linken hielt er fest ein Gewehr. Es war blank poliert.

»Richard, komm sofort runter! Ich sage es nur einmal!«

Er legte sich das Gewehr über die Schulter. Dann zog er tief an seiner Zigarette.

»Fatboy ... Richard ist unser Drummer. Er kann nicht ...«

Er blies den Rauch in den Wind.

»Du spielst nicht mit diesem Drecksnigger auf einer Bühne! Runter da, sofort!«

Fatboy Dick Richard legte seine Sticks nieder und gehorchte. Er stieg mit gesenktem Kopf von der Bühne herab. Die Instrumente schwiegen. Die Menge schwieg. Der Bürgermeister schwieg. Charlie Camero schwieg. Die Polizei schwieg. Brett schwieg. Roger schwieg. Dessen Mutter und Vater, der Pastor der Stadt, die in der Ferne standen und beobachteten, schwiegen.

Fatboys Vater schnippte seine Kippe auf den Asphalt. Dann packte er seinen Sohn derb am Oberarm und zog ihn fort. Das Gewehr behielt er in der anderen Hand. Die Menge gaffte. Die ersten begannen zu tuscheln. Viele grinsten und nickten.

»Dir werde ich lehren mit dem schwarzen Pack zu spielen. Ich schicke dich auf eine Fundamental Baptist School, damit du lernst, was es bedeutet, Weißer zu sein!«

»Nein, Dad, nein!«

Fatboys Vater stoppte. Sein Griff ließ nach. Er holte aus und eine harte Ohrfeige landete im Gesicht seines Sohnes. Der taumelte und fiel zu Boden.

»So verweichlicht hat dich der Nigger schon. Schäm dich, Sohn, schäm dich.«

Erneut packte er seinen Sohn. Ohne Widerstand zogen sie von dannen.

Claudio Camero interessierte der Zwischenfall nicht. Ihn interessierte Fatboys Spiel. Er musste zugeben, dass Fatboy ein rhythmischer Drummer war, einer, der den Song begleiten, aber vor allem auch führen konnte. Und Roger ... er war schwarz, aber das scherte Claudio nicht. Sein Gitarrenspiel war für sein Alter grandios. Claudio wusste aber um seine eigene komfortable Situation. Der Status seines Vaters in der Stadt schützte ihn vor Übergriffen und Anfeindungen jeglicher Art. »Homerun« waren nur zusammengekauft, die Band hatte keine Seele. Die Mitglieder waren nur auf Geld aus. Er musste sich was überlegen.

Ohne Roger war es sinnlos. Brett und Roger verließen die Bühne. Unten warteten bereits Rogers Eltern. Sie hatten sich zurück auf das Fest begeben, als die Luft wieder rein war. Sein Vater war wütend, seine Mutter verängstigt. Er blaffte seinen Sohn an, der ließ nur die Schultern und die Gitarre hängen und schlurfte mit ihnen davon. Der zweite Abgang des Abends. Erneute Freude im Publikum.

Tammy war zu Brett geeilt.

»Ist das nicht schrecklich?«

»Fatboys Vater war schon immer ...«

»Wie kann ein Rassist nur seinen Sohn von der Bühne holen und die Show beenden? Das Fest zerstören? Vor all den Leuten? Euer erster großer Auftritt! So ein Arschloch! Und alle sitzen nur da und ... hofieren das noch!«

»Das sind die frischen Achtziger, Baby! Vor zwölf Jahren hätte er den Schwarzen noch von der Bühne geschossen, so wie sie Martin Luther King von der Bühne geschossen haben. Vor fünfzehn Jahren wäre es ihm nicht erlaubt gewesen, überhaupt in so einer Band zu spielen und eine weiße Gitarre in der Hand zu halten. Alles gut!«

»Du bist ... widerlich. Und 1980 gehört noch zu den Siebzigern.«

»Widerlich? Nein, sarkastisch. Die nächste Band darf bestimmt durchspielen. Alles Weiße, alles gut. Und 1980 gehört den Achtzigern.«

»Lass uns gehen, lass uns einfach nur gehen.«

»In Ordnung. Das Zeug hole ich später.«

Claudio Camero kam ihnen dazwischen.

»Tolles Line-up, Denton!«, kicherte er, als sei er besoffen. »Ein Vater holt sein Kind von der Bühne. Nein! Ich revidiere! Zwei Väter holen ihre erwachsenen Sprösslinge von der Bühne. Das ist mehr als die Hälfte der Band!«

»Was willst du, du Rechenkünstler?«

»Mich amüsieren! Es war amüsant. Weißt du, welcher Song jetzt passend wäre, so von Bassist zu Bassist und dieser Song hat sogar zwei Basslinien: »One Of These Days.« Das ist so einer dieser Tage. Unserer war gut. Eurer war scheiße!«

Claudio hielt ihm seinen Mittelfinger unter die Nase und streckte die Zunge heraus. Brett widerte es an.

»One Of These Days I'm going to cut you in little pieces!«, dachte sich Brett. Es war die einzige Songzeile in dem ansonsten instrumentalen Stück.

»Komm schon, Brett! Das war ein Scherz. Fatboys Alter beruhigt schon wieder.«

Er zwinkerte Tammy zu, dann verschwand er in der Menge.

Arm in Arm liefen Brett und Tammy durch die Dämmerung nach Hause.

»Bist du mir noch böse wegen heute Nachmittag? Wenn ich gewusst hätte, dass der Abend so endet, hätte ich die Stunden zum Üben nicht gebraucht und wir hätten ...«

»Es wäre schön, wenn ihr Erfolg haben würdet. Eben weil ihr nicht Einheitsweiß seid, wärt ihr was besonderes. Na ja, Konjunktive ... noch!«

»Ich bin gespannt, was Fatboy morgen berichten wird. Falls er noch lebt.«

»Sag sowas nicht. Aber du hast recht. Seinem Vater traue ich alles zu.«

Sie schüttelte sich, als sie an das Gewehr in seiner Hand dachte.

Das Fest war wieder angelaufen, die Stimmung gut. Der Pavillon war von Musikequipment leergeräumt und bestuhlt worden, damit die High Society samt ihrer Ehefrauen von Villa Regia Platz nehmen konnte. Bürgermeister und Stellvertreter, Stadträte und hohe Bedienstete, Schulrektoren und Sporttrainer, Richter und Unternehmer wie Charlie Camero. Der stand vorne am Pavillonrand und holte seinen Sohn zu sich nach oben. Applaus brandete auf. Claudio hob die Arme und beugte sich kurz ein paar Mal. Er war sichtlich stolz und voller Freude.

Charlie Camero hob ein Glas Rotwein in die Höhe. Er legte seinen anderen Arm um Claudios Schultern. Der fühlte sich plötzlich bedrängt und zu alt für so eine Geste.

»Erst einmal Danke den Organisatoren und Spendern dieses Festes. Wir haben, wie es der Bürgermeister angekündigt hatte, tolle Musik gehört. Musik von jungen Menschen unserer Stadt für die Bürger unserer Stadt. Allen voran meinen Sohn Claudio, der mit seiner Band ...«

»... Homerun ...«

»... Homerun, Touchdown, Rebound, wie auch immer, uns gehörig eingeheizt hat. Ich hoffe aber doch, dass es nur ein Hobby bleibt und er eines Tages die größte und beste Firma der Region übernimmt. Auf jeden Fall hat er das Zeug dazu. Musik mag vielleicht die Bürger der Stadt für einen Abend glücklich machen. Ein guter Job aber macht einen Bürger ein Leben lang glücklich. Applaus für Claudio Camero!«

Erneut applaudierten die Pavillonsitzenden, während das Fußvolk Burger und Bratwurst, Hot Dogs und French Fries kaute. Danach begann Musik vom Band zu dudeln. Endlich hatte Mike was zu tun.

Claudio verließ die Bühne und wurde unten von einigen Jungs empfangen.

»Dein Vater ... nicht schlecht!«

»... Homerun ... Touchdown ... Rebound ... Rebound!«

Gelächter.

»Lasst mich bloß in Ruhe, Leute!«

»Komm schon, Claudio! Euer Auftritt war klasse. Los, auf zur Bar!«

»Ja ... okay. Auf zur Bar!«

Der Trupp zog los.

Brett und Tammy hatten sich in die Garage zurückgezogen. Sie erwartete einen Kuss, ein Kuscheln, Petting, was auch immer. Brett aber griff nach seinem alten Bass und begann daran zu zupfen. Draußen war es Nacht geworden. Grillen zirpten, irgendwo bellte ein Hund.

»Ich habe einen Song geschrieben. Er heißt »Parents«. Weltpremiere!«

Er grinste breit, aber auch unsicher und Tammy klatschte kurz. Dann drückte er die Aufnahmetaste seines Kassettendecks und begann zu spielen und zu singen.

»You can be a crack baby, you can be an orphan / Even you have parents.

You can have a roof over one's head / But it's not made by a hand of a parent.

You only want love, you only get signs and rules / made by your parents.

You are only in this world, because abortion costs more money than to be a parent.

As a baby you are free of prejudice / But not with old century living white parents.

Parents, have you ever wished to be parents?

Kid, have you ever wished to have parents ...

Go, Kid, go ... just go away ...«

Er drückte die Stop-Taste und dachte an Fatboy, aber auch an Roger. Er umarmte Tammy. Sie umarmte ihn halbherzig. So blieben sie noch eine Weile.

Der Song war nicht für sie persönlich. Tammy war enttäuscht. Nichts über Liebe und Beziehung, nichts über Gemeinsamkeiten und Füreinanderdasein. Nichts über das Entdecken von Gefühlen und Ausleben von Anziehungskräften.

Stattdessen Worte wie Abtreibung, Waise und Vorurteile.

»Es ist ein wunderschöner Song. Die Lyrics könnten vielleicht abstrakter sein, aber die Melodieführung ohne richtigen Refrain ... das hat schon was.«

Er lächelte erfreut, dann küsste er sie. Es war erneut ein leidlich kurzer, oberflächlicher Kuss. Es brach sie erneut. Sie spürte kein Verlangen von ihm an sie und nicht von ihr nach ihm. Mit nur einem Song hatte er alles zerschlagen, alles zerstört, zumindest hatte er es sichtbar gemacht.

Liebesabtreibung. Liebeswaise. Männervorurteile.

Später verließen sie die Garage, um Verstärker und die Instrumente zu holen. Ihr war kalt. Innen wie außen.

»Ist jemand hier?«

Claudio stand leicht schwankend in der Garage der Dentons. Sie war verlassen. Wahrscheinlich war Brett zurück Richtung Festival gegangen, um das Bandequipment zu holen. Zumindest vögelte er Tammy nicht.

Schon lange wollte Claudio schnüffeln. Er hatte die Band vor längerem an einem Abend in der High School gesehen, nun war sie noch besser. Es war schwer, gute Musiker zu finden. Brett hatte sogar einheimische Freunde versammeln können.

Er hatte die Bar und den Trubel verlassen, niemand schien es bemerkt zu haben. Er hatte mächtig einen in der Rock'n'Roll-Krone.

Sein Interesse fiel auf das Kassettendeck. Er spulte zum Anfang zurück. Er drückte die »Play«-Taste. »Parents« ertönte. Claudio horchte auf. Es war ein wunderschöner Rocksong, dessen Melodiebogen sowohl Potenzial als Schnulze, aber auch als wütender Protestsong haben könnte. Die Lyrics könnten abstrakter sein. Daneben fand er Bretts Notizen mit Text und ein paar Noten. Aus einem Fach kramte er eine leere Kassette vor und steckte sie für die andere in das Deck. Die Noten schrieb er ab. Danach ging er ins Haus. Es roch nach Drogen, Zigaretten und Alkohol.

Bretts Mutter schlief vor dem rauschenden Fernseher. Nur eine Stehlampe brannte. Deren Licht war kümmerlich. Martha Denton war fast nackt. Claudio hatte ein Faible für ältere Frauen, wussten sie doch, was sie wollten und deshalb dominant sein konnten. Bretts Mutter machte ihn an. Er setzte sich in einen Sessel und begaffte sie. Lange. In aller Ruhe. Er schlug die Beine übereinander. Er zündete sich eine an. Er goss sich einen Whisky ein. Bretts Mom sah so unschuldig aus. Seine Mutter mochte nicht viel älter sein, dachte Claudio, aber sie war streng und schminkte sich zu stark, was sie zu einer Oma werden ließ. Er nahm das Whiskyglas vom Wohnzimmertisch. Der Schluck, den er nahm, brannte in seinem Rachen. Er mochte es. Sie trug nur einen Slip und ein Shirt mit Spaghettiträgern, das einen Busen freigelegt hatte. Zu gerne hätte er ihn berührt, geküsst gar. Er blies den Rauch lustvoll in den Raum.

»Brett, Brett, Brett. Du elender Lump. Welche heiße Mom hast du da? Und warum schreibst du dann so einen Song wie »Parents«? Das muss man nicht verstehen.«

Er leerte das Glas. Sein Rachen brannte ein weiteres Mal. Es tat gut. Dann stand er wieder auf. Er drückte die Zigarette im übervollen Aschenbecher aus. Er suchte und fand Bretts Zimmer. Er war nicht da. Das Zimmer war klein im Vergleich zu dem, was Claudio gewohnt war. Er machte kein Licht, es reichte ihm das vom Flur.

Klamotten lagen herum, aber es wirkte nicht unordentlich. An den Wänden hingen Poster von Led Zeppelin, dazu eine Eintrittskarte zu einem Konzert in Atlanta. In den Regalen standen unzählige Bücher. Claudio hatte nie den Eindruck gehabt, dass Brett dumm war. Das Zimmer bestätigte ihn. Die Bibel lag auf dem Nachttisch, das Lesezeichen war weit oben. Das Queen-Size-Bett war gemacht und der Schreibtisch kaum mit Papierhaufen belagert. Und doch fand er dort ein interessantes Foto. Er knipste die kleine Lampe an. Darauf war Tammy zu sehen. Ihr Kopf war umrandet von einem roten Filzstiftherzchen.

Er lächelte kalt und legte das Portraitfoto zurück. Er überlegte, über Bretts Mutter herzufallen. Was sollte ihm schon passieren?

Doch er verließ die Wohnung und kehrte in seinen speziell violett-lackierten Camero-Camaro, Baujahr 1971, zurück. Einem Muscle-Car mit der Bezeichnung »SS350«, was die Pferdestärken bezeichnete. Er drückte tief aufs Gas. Es gab viel zu tun.

»Er ist gut. Ohne Zweifel, er ist gut. Für so eine ... einfache Aufnahme auf ein Tape ... ist er verdammt gut. Der Song kann alles schaffen. Als Schnulze oder Heavynummer, so wie er eben drauf ist. Als Band oder Solo. Vielleicht sollte man es sogar mit beidem versuchen, sie verbinden. Schnulzig und dann steigern, bis zum brachialen Gitarrensoloorgasmus!«

Der Anwalt drückte die »Stop«-Taste und ließ sich in seinen Bürostuhl fallen. Der ächzte gequält unter der schweren Last.

»Das wollte ich hören, Heflin. Genau das. Das Problem ist, der Song ist geklaut.«

»Ich weiß. Ich kenne Brett Dentons Stimme und deine Kompositionen.«

»Arschloch. Du bist ein guter Anwalt und Manager. Wie bekomme ich diesen Song? Ich kann mir nicht vorstellen, dass er ihn verkauft.«

»Wie viele Leute wissen von dem Stück? Was, wenn du ihn einfach aufnimmst und ich zu einem Radiosender schicke? Wenn Denton sich beschwert, fordern wir einen Beweis oder wir suchen nach einem Vergleich.«

»Das wäre ... eine Idee. Ich brauche dafür aber eine Band. »Homerun« hat zwar zum Music Fest bestanden, aber ich will mit diesen Kerlen nicht mehr auftreten. Sie nehmen die Kohle, stehen steif auf der Bühne und sind froh, wenn der Gig vorbei ist.«

»Dentons Band ist wirklich gut. Warum nicht mit ihnen zusammengehen?«

»Das geht nicht. Und du weißt warum.«

»Die Umstände ... stimmt.«

»Ich werde den Song alleine aufnehmen. Dann werde ich sehen, wie er wirkt, was er kann, wie er ist. Dann gebe ich ihn dir und wir hoffen, er wird im Radio gespielt.«

»Es wäre grandios, wenn er zünden würde!«

»Er will dich wirklich auf ein Internat schicken?«

Brett wendete den Pancake, auf den ein Opa mit seiner Frau wartete. Ranburne füllte deren Pappbecher mit Kaffee. Fatboy kehrte zusammen.

»Ich bin bald achtzehn, Brett. Dann kann er mich mal.«

»Das sind aber noch ein paar Wochen.«

»Was will er? Ich hab die Schule fertig und jobbe. Dann überlege ich wie es weitergeht!«

»Wir werden Karriere machen! Georgiala, der neue Stern am Rockhimmel!«

»Mein Dad wollte mir gestern beide Arme brechen, damit ich nicht mehr trommeln kann.«

»Was geht in ihm ab?«

»Der Job hier hat mich gerettet. Sonst hätte er es getan. Mein Dad ist am Ende! Den ganzen Tag hockt er in seinem Zimmer, wienert seine Waffen und liest dabei die Bibel.«

»Die Bibel? Glaubst du das?«

»Irgendwann verlässt er das Haus. Keine Ahnung, wo er hingeht. Aber er scheint Geld zu verdienen.«

»Vertickt er Drogen?«

»Eher kauft er sie.«

»Ich habe gestern den Song aufgenommen. Ich musste es tun, du bist mir nicht mehr aus dem Kopf gegangen nach der Szene mit deinem Dad. Ebenso Roger. Als ich es mir heute Morgen noch einmal anhören wollte, war das Band leer.«

»Leer?«

»Ich bin mir sicher, dass ich es aufgenommen habe, dass ich beide Tasten gedrückt hatte. Tammy war dabei. Als ich es nochmal abspielen wollte heute Morgen, war nichts drauf.«

»Wer weiß. Deck kaputt?«

»Nein, ich hab es vorhin getestet. Aber ich bin mir fast sicher, dass ich eine andere Kassette zur Aufnahme benutzt habe. Na, egal. Es war spät gestern.«

»Was hat Tammy gesagt?«

»Sie fand es toll. Zum Sex hat es aber dann doch nicht gereicht.«

»Alles zu seiner Zeit, Mann. Alles zu seiner Zeit.«

Es waren Tage vergangen, ehe Rogers Vater das Gespräch mit seinem Sohn suchte. Zuvor waren Antworten von Gott ausgeblieben. Vielleicht hatte Rogers Vater sie übersehen.

»Es ist besser, nicht mehr in dieser Kapelle zu spielen, Roger.«

»Dad, wir sind gut! Hast du uns gehört? Wir sind wirklich gut!«

»Die Musik, die ihr spielt, ist Teufelszeug. Ich habe mich erkundigt, was diese Starkstromband spielt.«

»AC/DC?«

»Genau die. Die aus dem australischen Busch, aus dem unteren Bereich von Gottes Erde! Heiden sind das! Heiden! »Highway To Hell«. »Highway To Hell!« oder »Get It Hot« oder »If You Want Blood«. Was sind das für Songtitel? Ich habe diesen perversen Mist dem Schallplattenverkäufer vor die Füße geworfen! Natürlich habe ich diese teuflischen Rundscheiben vorher zerstört.«

»Du hast meine Platten ...?«, schrie Roger.

Roger wohnte mit seinen Eltern ungefähr dreißig Gehminuten von Brett entfernt in einem kleinen ebenerdigen Haus mit Veranda und Kamin. Sie waren die einzigen Schwarzen im Viertel, wenn nicht sogar in der Gegend. Wenn man die schmale Straße Richtung Norden hinunterging, konnte man an deren Ende die Kirche mit seiner hohen, weißen Spitze sehen, in der Rogers Vater seine Predigten hielt. Die Vorgärten waren gepflegt, die Autos sauber und abbezahlt. Was repariert werden musste, wurde sofort repariert. Es war eine der besseren Gegenden, die noch nicht von der Krise erfasst war.

Rogers Vater arbeitete zusätzlich in der neu eröffneten Mall, die Villa Plaza, weiter östlich an der I-20 in einem Metallwarenladen, der Besteck verkaufte und Messer schliff. Seine Mutter hatte einen Job in einem Obst- und Gemüseladen ein paar Blocks weiter, was ihnen gesundes Essen aus den unverkauften Resten einbrachte, die sie manchmal weiter spendeten. Sie kamen gut über die Runden. Rogers Großmutter, die Mutter seiner Mom, war letztes Jahr mit fast neunzig Jahren gestorben. Sie stammte einst aus Jacksonville, North Carolina, und war von ihrer Mutter, die noch Sklavin war, an einen weißen Mann aus Virginia verkauft worden. Dieser war dann mit seiner Familie nach Georgia gezogen, um dort nach der Pleite seiner Tabakfabrik Pfirsiche anzubauen, um schließlich daraus Alkohol zu brennen, was noch heute ein dunkler Fleck in der Familiengeschichte bedeutete. Grandma lernte dort die Liebe ihres Lebens kennen. Opa war angeblich ein ruhiger und weiser Mensch. Er entstammte ebenso einer Sklavenfamilie. Roger hatte ihn nie kennengelernt. Er wusste nicht einmal, wann und wo er gestorben war. Sie waren damals eine Großfamilie, da scherte

es nicht, ob eigene oder fremde Kinder dazu gehört hatten. Vielleicht war Mom gar nicht die Tochter ihrer Eltern.

»Dad, sie spielen auch Blues und normalerweise spielen wir Led Zeppelin und ...«

»Was weißt du schon, was der Blues ist? Du warst noch nie in New Orleans oder Memphis und das bleibt auch so! Ich sehe, dass du mit einem Rassisten die Zeit verbringst. Irgendwann wird er dir die Schlagstöcke in den Rücken jagen! Der Ku-Klux-Klan wird dich entführen und dir die Zunge rausschneiden, damit du nicht mehr singen kannst. Sie werden dir die Finger abhacken, damit du nicht mehr spielen kannst. Und ich bin nahe dran, dies sogar zu befürworten! Sie sollen es tun, um dich zurück auf den Pfad Gottes zu bringen!«

»Mach dich nicht lächerlich! Ku-Klux-Klan. Weder Fatboy noch Brett sind Rassisten! Sieh dir die Leute in der Kirche an, wie sie dich beäugen und jedes Wort prüfen, was du sagst. Das sind Rassisten! Ihr Glaube ist scheinheilig! Sie lesen die Bibel mit ihren Augen, nicht mit den Worten Jesu!«

»Schluss! Versündige dich nicht! Ihr wollt erwachsen sein? In eurem Alter habe ich schon gearbeitet und gegen die Weißen gekämpft!«

»Gegen die Weißen gekämpft? Gegen den von dir genannten Klan? Gegen Fatboys Vater, der seinen Sohn von der Bühne prügelt? Oder du selbst, der sich jeden Sonntag in der Kirche den Weißen anbiedert? Mit einem gehissten Sternenbanner im Vorgarten. Warum hängst du nicht gleich die Flagge von Georgia mit dazu, wo so schön die Konföderiertenflagge mit enthalten ist?«

Rogers Vater zog auf. Klatschend setzte es eine Ohrfeige. Sein Sohn blieb standhaft. Sie standen einander stur gegenüber.

»Ich bin erwachsen, Vater. Komm damit klar!«

»Gehe auf dein Zimmer! Sofort!«

Er deutete in Richtung Rogers kleinem Zimmer, sein Blick drohend, seine Backen aufgeplustert.

»Und du willst ein Pastor sein, der mit Fäusten statt mit Worten spricht, dazu gegen das eigene Fleisch?« Die Worte kamen unerwartet von der Seite. Es war Rogers Mutter, die ein Glas mit einem Geschirrtuch abtrocknete. »In the Flesh?« kam Roger in den Sinn. Seine Mutter aber nahm Fahrt auf: »Ein Mann der Worte Gottes? Ein Mann der Vergebung und Toleranz? Du, der als Farbiger auf einer Kanzel steht und nur zu Weißen predigt? Der dabei Worte benutzt, die ihn selbst beschmutzen und die Weißen gut stimmen, damit du weiterpredigen darfst? Du bist kein Pastor für sie, kein Prediger, kein Reverend du bist lediglich ein Lautsprecher der Bibel, der, wie es sich für einen Lautsprecher gehört, schwarz ist. Und so ist es auch mit deinem Sohn. Unser Sohn steht mit Weißen auf der Bühne, sie spielen moderne Musik, er steht gleichberechtigt neben einem Weißen, dessen Mutter nur ein Häufchen Elend ist und sein Vater tot oder sonst wo und einem wahrscheinlich schwulen Jungen, der noch nie geliebt worden ist. Aber du zeigst ihm die Tür unseres Hauses. Schäm dich, schäm dich. Du weißt, was dein Name bedeutet. Du bist nicht wie Gott. Nicht wie Jesus. Du nicht!«

»Was weißt du schon, Weib? Rede nicht noch einmal so mit mir! Geh in die Küche und Sorge für das Mahl. Und du, auf dein Zimmer! Ich suche den Schlüssel dazu. Dann hole ich einen Gürtel.«